

Leseprobe

Olive Schreiner **Die Geschichte einer afrikanischen Farm**

»Ihr Roman ist ein heute noch lesenswertes Dokument, weil er die progressiven Gedanken seiner Zeit nicht nur durchdrungen und aufgenommen hatte: Er zeigt die Unzulänglichkeit der Welt, aus der diese großen Ideen einst entstanden sind.« *Süddeutsche Zeitung, Nicolas Freund*



Bestellen Sie mit einem Klick für 28,00 €



Seiten: 608

Erscheinungstermin: 12. Oktober 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein bewegendes Meisterwerk über weibliche Emanzipation und Selbstbestimmung in der kolonialen Männerwelt

«The Story of an African Farm» gilt als das südafrikanische «Wuthering Heights». Der autobiografisch inspirierte Roman der deutsch- und englischstämmigen Autorin, erschienen 1883, schildert das Schicksal einer eigenwilligen Heldin namens Lyndall. Schon als junges Mädchen lernt sie die Bigotterie und Ignoranz der Menschen kennen und erfährt, wie beschränkt die Lebensperspektiven für ihresgleichen sind. Doch dank einer großen inneren Stärke verteidigt sie in der Farmerswelt der südafrikanischen Karoo ihre Unabhängigkeit und verliert dabei das Ziel nie aus den Augen: weibliche Selbstbestimmung bis zuletzt. Schreiners Erzählkunst fasziniert nicht nur durch ihren einfühlsamen Ton und ihre große künstlerische Sensibilität, sondern widmet sich auch emanzipatorischen Themen wie Sexualität, voreheliche Schwangerschaft sowie die unrühmliche Rolle des Christentums bei der Bevormundung des «schwachen Geschlechts». Das Buch, seinerzeit ein Welterfolg, erscheint anlässlich des 100. Todestags der Feministin und Menschenrechtlerin am 11.12.2020 nun in einer Neuübersetzung.

Autor

Olive Schreiner

Olive Schreiner (1855–1920), frühe Exponentin der südafrikanischen Literatur und des weiblichen Schreibens, gilt als Vorläuferin so großer Autorinnen wie Tania Blixen oder Doris Lessing. Aus ärmlichen

Olive Schreiner

DIE GESCHICHTE EINER AFRIKANISCHEN FARM

Roman

Aus dem Englischen übersetzt
von Viola Siegemund

Nachwort von Doris Lessing

MANESSE VERLAG

Meiner Freundin
Mrs. John Brown aus Burnley
sei dieser Erstling meiner Feder
herzlich gewidmet.

Ralph Iron¹
South Kensington, London, im Juni 1883

Man muss auf die ersten Bilder der Außenwelt achten, die sich im blinden Glas seiner Gedanken spiegeln, muss den ersten Worten lauschen, bei denen seine schlummernden Geisteskräfte erwachen, und darf ihn bei seinen frühesten Vorstößen niemals allein lassen, will man verstehen, welche Vorurteile, welche Gewohnheiten, welche Leidenschaften sein Leben einmal beherrschen werden. In der Wiege des Kindes liegt sozusagen schon der mündige Mensch.

*Alexis de Tocqueville*²

Erster Teil

Der volle afrikanische Mond goss sein Licht aus dem tiefdunkelblauen Himmel hinab in das weite, verlassene Land. Der trockene, sandige Boden mit seinem Überzug aus dürrer, gedrunge-
nen *Karoosträuchern*, die flachen Hügel am Rande der Ebene, die Milchbüsche mit ihren langen, fingerhaften Ästen – im bleichen Schein war dies alles von einer übernatürlichen und fast beklemmenden Schönheit.

An einer einzigen Stelle wurde das andächtige Gleichmaß der Landschaft durchbrochen. Ungefähr in ihrer Mitte erhob sich eine kleine, einsame *Kopje*. Abgeschieden lag sie da; ein Haufen runder Eisensteine, aufgetürmt wie über dem Grab eines Riesen. Hier und da spitzten Grasbüschel oder kleine Fettpflanzen zwischen den Felsen hervor, und auf dem höchsten Punkt streckten ein paar Feigenkakteen ihre dornigen Arme gen Himmel und warfen wie Spiegel mit ihren dicken, breiten Blättern das Mondlicht zurück. Am Fuß der *Kopje* lag das Gehöft. Zuvor-

derst die steinummauerten *Schafskrale* und die Kaffernhütten³; dahinter die Wohnstatt, ein vier-eckiges Backsteingebäude mit Strohdach. Selbst die nackten roten Außenwände und die Holzleiter, die zum Speicher führte, bannte der Mond in traumgleiche Schönheit, und das Mäuerchen vor dem Haus, das einen bescheidenen Flecken Sand samt zwei trostlosen Sonnenblumen umgab, ward schier ins Feenhafte verklärt. Das Zinkdach des großen, offenen Fahrzeugschuppens und die Dächer der Wirtschaftsgebäude, die daneben hervorsprangen, leuchteten im Licht derart strahlend hell auf, dass es aussah, als wären die Blechlamellen aus blank poliertem Silber.

Überall regierte der Schlaf, und auf dem Hof war es nicht minder still als in der menschenleeren Landschaft.

Im Farmhaus wälzte Tant' Sannie, die Burenfrau⁴, sich auf ihrer imposanten hölzernen Bettstatt unruhig im Schlaf.

Wie immer hatte sie sich angezogen ins Bett gelegt, doch die Nacht war warm, die Luft im Zimmer war stickig, und so träumte sie schlecht. Nicht von den Geistern und Ungeheuern, die im Wachzustand so oft ihre Gedanken heimsuchten; weder von ihrem zweiten Ehemann, dem schwindsüchtigen Engländer, der hinter den Straußengehegen begraben lag, noch von

ihrem ersten, dem jungen Buren, sondern von den Schafsfüßen, die sie zu Abend gegessen hatte. Im Traum war ihr einer davon im Hals stecken geblieben, und jetzt wuchtete sie ihren massigen Leib hin und her und stöhnte fürchterlich.

Nebenan, wo die Magd vergessen hatte, die Läden zu schließen, und fahl das Mondlicht ins Zimmer flutete, war es taghell. An der Wand standen zwei kleine Betten. In einem lag ein blondes Mädchen mit niedriger Stirn und einem Gesicht voller Sommersprossen; doch der zärtliche Schein verbarg auch hier jeden Makel, und nur das unschuldige Antlitz eines Kindes im ersten süßen Schlummer war auszumachen.

Auf die Gestalt im Nachbarbett fiel das Mondlicht mit Fug und Recht, denn ihr Liebreiz war geradezu elfenhaft. Dem Kind war die Decke zu Boden gerutscht, und der Mond blickte auf seine nackten, schwächtigen Schenkel. Da schlug die Kleine die Augen auf und sah, dass sie in weißes Licht getaucht war.

«Em!», raunte sie der Schlafenden in dem anderen Bett zu, doch es kam keine Antwort, woraufhin das Mädchen die Decke aufhob, sein Kissen umdrehte, sich das Laken über den Kopf zog und wieder einschief.

Nur in einem der Gebäude neben dem Fahr-

zeugschuppen lag noch jemand wach. Es war dunkel im Zimmer, Tür und Fensterläden waren geschlossen, kein Lichtstrahl drang ein. Der deutsche Aufseher, der das Häuschen bewohnte, schlief tief und fest auf seinem Bett in der Ecke; die starken Arme hatte er über der Brust verschränkt, und sein dichter, grau durchsetzter schwarzer Bart hob und senkte sich mit jedem Atemzug. Doch einer im Zimmer schlief nicht. Zwei große Augen durchsuchten die Finsternis, und zwei kleine Hände zogen die bunte Steppdecke glatt. Der Junge lag auf einem Kasten unter dem Fenster und war soeben zum ersten Mal aufgewacht. Er zog sich die Decke übers Kinn, bis nur noch ein wilder Schopf weicher schwarzer Locken und zwei schwarze Augen hervorlugten, und starrte im Dunkeln vor sich hin. Nichts war auch nur ansatzweise zu erkennen, nicht mal ein wurmstichiger Dachsparren oder der einfache Tisch mit der Bibel, aus der sein Vater vor dem Schlafengehen vorgelesen hatte. Wo sich die Werkzeugkiste befand und wo der Kamin, war schwer zu sagen. Die vollkommene Finsternis beeindruckte das Kind zutiefst.

Am Kopfbende des väterlichen Bettes hing eine große silberne Jagduhr, die laut tickte. Der Knabe lauschte und fing unwillkürlich an mitzuzählen. Tick ... tick ... tick! Eins, zwei, drei, vier!

Irgendwann kam er aus dem Takt und hörte nur noch zu. Tick... tick... tick... tick!

Nie hielt sie inne; unerbittlich machte sie weiter, und bei jedem Ticken *musste jemand sterben!* Der Knabe richtete sich halb auf und horchte. Wenn sie doch nur aufhören würde!

Wie oft sie wohl schon getickt hatte, seitdem er zu Bett gegangen war? Tausendmal, Millionen Mal vielleicht.

Er versuchte erneut, mitzuzählen, und setzte sich auf, um keinen Schlag zu verpassen.

«Sterben, sterben, sterben!», sagte die Uhr. «Sterben, sterben, sterben!»

Es war ganz deutlich zu vernehmen. Wohin gingen sie bloß, all diese Leute?

Schnell legte er sich hin und zog sich die Decke über den Kopf, doch sogleich kamen die seidigen Locken wieder zum Vorschein.

«Sterben, sterben, sterben!», sagte die Uhr. «Sterben, sterben, sterben!»

Ihm fiel wieder ein, was sein Vater abends vorgelesen hatte: *Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführt; und ihrer sind viele, die darauf wandeln.*⁵

«Viele, viele, viele!», sagte die Uhr.

Und die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt; und wenige sind ihrer, die ihn finden.

«Wenige, wenige, wenige!», sagte die Uhr.

Mit weit aufgerissenen Augen lag der Junge da. Vor sich sah er einen Menschenstrom, eine ungeheure schattenhafte Masse, die immer weiter vorrückte, bis sie an den düsteren Rand der Welt kam, wo einer nach dem anderen hinabstürzte. Er sah sie an sich vorbeiziehen; nichts konnte sie aufhalten. Seit Jahrhunderten rauschte dieser Strom durch die Zeit – schon die alten Griechen und Römer waren so in den Abgrund gestürzt, und Millionen Chinesen und Inder befanden sich gerade im freien Fall. Wie viele wohl gestorben waren, seitdem er sich schlafen gelegt hatte?

Und die Uhr sprach: «Ewigkeit, Ewigkeit, Ewigkeit!»

«Stehen bleiben! Stehen bleiben!», rief das Kind.

Und währenddessen tickte die Uhr einfach weiter – wie Gottes Wille, der weder wankt noch sich wandelt, egal, was man anstellt.

Dem Knaben standen dicke Schweißtropfen auf der Stirn. Er kletterte aus dem Bett und legte sich mit dem Gesicht nach unten auf den Lehm Boden.

«O Gott, lieber Gott! Rette sie!», schluchzte er verzweifelt. «Nur ein paar, nur ein paar! Nur einen für jeden Augenblick, den ich hier bete.»

Er faltete die kleinen Hände über dem Kopf.
«Gott! Gott! Rette sie!»

Und dann wand er sich auf dem Boden.

Ach, wie lange stürzten die Menschen schon in diesen Abgrund! Wie lange würden sie so noch ihr Leben lassen? O Gott! Wieso nimmt die Ewigkeit niemals ein Ende?

Das Kind weinte und presste sich noch flacher auf den Boden.

Das Opfer

Bei Tageslicht sah die Farm ganz anders aus als im Mondschein. Die Landschaft entpuppte sich als öde Ebene aus lockerem rotem Sand, die spärlich mit verdorrtem Karoogestrüpp bewachsen war, das bei jedem Schritt knackte wie Zunder und die Erde zwischen den Zweigen aufleuchten ließ. Hier und da hob ein Milchbusch seine blassen Ruten, und überall wuselten Ameisen und Käfer über den sengenden Sand. Die roten Außenwände des Farmhauses, die Zinkdächer der Wirtschaftsgebäude, die Mauern um die Krale – alle warfen das grelle Sonnenlicht mit einer Schärfe zurück, dass man irgendwann vor Schmerzen den Blick senken musste. Weit und breit standen weder Baum noch Strauch. Die beiden Blumen vor der Tür

hatten den Machtkampf mit der Sonne verloren und ließen die frechen Köpfe hängen, und ein paar kleine, zikadenähnliche Insekten schrillten laut zwischen den Steinen der *Kopje*.

Die Burenfrau war bei Lichte besehen noch ungestalter als träumend und sich wälzend im Bett. Die Kaffeetasse in der Hand und die Füße auf einer Holzbank saß sie in der großen Wohnstube, wischte sich mit dem Schürzenzipfel über das breite Gesicht und fluchte auf Kapholländisch, das Wetter solle gefälligst der Teufel holen. Und auch ihre kleine Stieftochter, das Kind des verstorbenen Engländers, sah mit ihren Sommersprossen und der niedrigen, gefurchten Stirn, die vor dem Sonnenlicht keine Gnade fanden, nunmehr nicht halb so entzückend aus wie nachts zuvor.

«Lyndall», sagte das Mädchen zu seiner verwaisten Cousine, die mit ihm auf dem Boden hockte und Perlen auffädelt, «wieso rutschen dir die Perlen nie von der Nadel?»

«Ich gebe mir eben Mühe», gab die Kleine hoheitsvoll zurück und befeuchtete ihren winzigen Finger.

Der deutsche Aufseher, bei Tage betrachtet ein Hüne in abgetragenen Kleidern, der die alberne Angewohnheit hatte, sich die Hände zu reiben und übereifrig zu nicken, wenn ihm et-

was zusagte, stand draußen bei den Kralen in der glühenden Hitze und erzählte zwei Kaffernjungen vom drohenden Weltuntergang. Während sie ihre Kuhfladen zerstückelten, zwinkerten die beiden einander verschwörerisch zu und ließen sich so viel Zeit wie möglich, aber der Deutsche bemerkte es gar nicht.

Jenseits der *Kopje* hütete sein Sohn Waldo die Mutterschafe und ihre Lämmer, eine kleine, staubige Schar. Er war von Kopf bis Fuß mit rotem Sand überpudert, trug einen ausgefrans-ten Mantel und löchrige Raulederschuhe, aus denen vorne die Zehen herausguckten. Sein zu großer Hut war ihm in die Stirn gerutscht, und von den seidigen schwarzen Locken war nichts mehr zu sehen. Eine seltsame kleine Gestalt. Seine Schützlinge machten ihm wenig Mühe. Es war zu heiß, um auszureißen. Stattdessen schar-ten die Tiere sich um jeden noch so mickrigen Milchbusch, als hofften sie, dort Schatten zu fin- den, und rührten sich nicht von der Stelle. Wal- do selbst kroch unter einen Felssporn am Fuße der *Kopje*, legte sich auf den Bauch und streckte seine abgewetzten kleinen Schuhe in die Luft.

Kurz darauf förderte er aus dem blauen Beu- tel, in dem er sein Mittagessen aufbewahrte, feierlich ein Stück Schiefer, ein Rechenheft und einen Griffel zutage und machte sich hoch kon-

zentriert an eine Rechenaufgabe: «Sechs und zwei ist acht... und vier ist zwölf... und zwei ist vierzehn... und vier ist achtzehn.» Er hielt inne. «Und vier ist achtzehn... und... vier... ist achtzehn.» Der letzte Teil kam ihm nur schleppend über die Lippen. Langsam glitten erst der Griffel und dann die Schieferscherbe in den Sand. Eine Zeitlang lag Waldo regungslos da, dann murmelte er leise etwas vor sich hin, verschränkte geistesabwesend die Ärmchen und ließ den Kopf darauf sinken, und wäre ihm nicht hin und wieder ein undeutlicher Laut entfahren, man hätte durchaus denken können, er sei eingeschlafen. Erst Minuten später, als ihn neugierig ein altes Schaf beschnupperte, hob er wieder den Kopf. Sein trauriger Blick blieb an den Bergen hängen, die in der Ferne aufragten.

«Werdet ihr's empfangen... werdet ihr's empfangen... *werdet, werdet, werdet*»,⁶ flüsterte er.

Danach setzte er sich auf. Allmählich wichen Mattheit und Schwermut aus seinem Gesicht und es hellte sich wieder auf. Jetzt zur Mittagszeit trafen die Strahlen der Sonne senkrecht auf die Erde, und sie fing an, vor seinen Augen zu vibrieren.

Schnell stand der Junge auf und befreite eine Stelle am Boden von dem dort wachsenden Gestrüpp. Dann begab er sich auf die Suche nach

zwölf in etwa gleich großen Steinen, die er an besagter Stelle säuberlich zu einem viereckigen Häuflein aufschichtete, das anmutete wie ein Altar. Anschließend griff er zu dem Beutel mit seinem Mittagessen, das aus einem Hammelkotelett und einer dicken Scheibe Schwarzbrot bestand. Er begutachtete das Brot eingehend von allen Seiten, bevor er es wegwarf und das Fleisch auf den steinernen Altar platzierte. Dicht daneben ging er im roten Sand auf die Knie. Seit Anbeginn der Menschheit hatte es wohl noch keinen so zerlumpten kleinen Priester gegeben! Waldo nahm seinen Schlapphut ab und legte ihn behutsam auf den Boden, dann schloss er die Augen und faltete die Hände. Er betete laut.

«O Gott, mein Vater, ich will dir ein Opfer darbringen. Ich habe nur zwei Pence, deshalb kann ich kein Lamm kaufen. Wenn die Lämmer mir gehören würden, würde ich dir eins geben, aber zur Stunde habe ich nur das Fleisch hier, mein Fleisch fürs Mittagessen. Bitte, Vater, schick Feuer vom Himmel, damit es in Flammen aufgeht. Du hast gesagt:⁷ Wer zu diesem Berge spräche: ‹Wirf dich ins Meer!› und zweifelte nicht, so wird's ihm geschehen, was er sagt. Ich bitte in Jesus Christus' Namen. Amen.»

Dann sank er mit dem Gesicht nach unten zu Boden und faltete die Hände über seinen Lo-

cken. Die Sonne brannte heiß auf seinen Scheitel und seinen Altar. Er wusste genau, was zu sehen sein würde, wenn er jetzt aufblickte: die Herrlichkeit Gottes! Vor lauter Angst wollte ihm fast das Herz stehen bleiben, er atmete schwer und bekam keine Luft. Er wagte es nicht, hinzuschauen. Irgendwann hob er den Kopf: Über ihm ein regloser, heiterer Himmel, unter ihm rote Erde, dort die stummen, zusammengeroteten Schafe und hier sein Altar – das war alles.

Er legte den Kopf in den Nacken. Nichts brach die tiefe Stille des blauen Firmaments. Verunsichert sah er sich um, dann senkte er wieder das Haupt, aber diesmal länger als zuvor.

Als er zum zweiten Mal aufblickte, schien erneut alles unverändert; nur das Fett des kleinen Hammelkoteletts war in der Sonne geschmolzen und tropfte jetzt auf die Steine.

Schließlich beugte er sich ein drittes Mal vor, und als er endlich wieder zum Altar aufsah, tummelten sich die ersten Ameisen auf dem Fleisch.

Waldo stand auf und scheuchte sie fort. Dann drückte er sich den Hut auf die glühenden Locken und setzte sich in den Schatten, wo er fest seine Knie umklammerte. So hockte er da und harrete der Dinge, die da kommen mochten. Die Herrlichkeit des allmächtigen Gottes! Er wusste, dass sie ihm offenbar werden würde.

Der liebe Gott will mich prüfen, dachte er und blieb in der brütenden Nachmittagshitze sitzen. Obwohl die Sonne allmählich unterging, übte er sich in Geduld, und auch als sie sich dem Horizont näherte und die Schafe längst lange Schatten über die Karoo warfen, saß er noch da. Selbst als die ersten Strahlen die Hügelkette berührten, gab er die Hoffnung nicht auf, doch als die Sonne schließlich dahinter abgetaucht war, rief er seine Schafe zusammen, riss den Altar nieder und warf das Fleisch weit, weit von sich ins Feld.

Hinter seiner Herde trottete er nach Hause. Ihm war schwer ums Herz. «Gott kann nicht lügen», sagte er sich. «Dabei habe ich doch geglaubt! Aber es kam einfach kein Feuer. Ich bin wie Kain: Gott will mich nicht! Er wird mich nie erhören. Gott hasst mich.»

Dem Jungen war schwer ums Herz. Am Gatter zum Schafskral warteten schon die zwei Mädchen.

«Komm», sagte die blonde Em, «wir spielen Coop! Noch ist es hell genug. Waldo, du versteckst dich auf der *Kopje*, und Lyndall und ich machen hier drüben die Augen zu und schauen nicht hin, versprochen!»

Die Mädchen verbargen die Gesichter in der Kralmauer, und der Knabe erklomm die *Kopje*.

Auf halbem Weg duckte er sich zwischen zwei Felsen und gab das Signal. In diesem Moment trat der Milchhirte, ein Kaffer, mit zwei Eimern aus dem Rinderkral. Er sah krank aus.

Ach, dachte Waldo, vielleicht stirbt er ja heute Abend und kommt in die Hölle! Ich muss unbedingt für ihn beten.

Und dann: Wo werde *ich* eigentlich mal hinkommen? Er betete geradezu fieberhaft.

«Das ist verkehrt», protestierte die kleine Em, als sie ihn zwischen den Steinen in einer höchst unnatürlichen Haltung vorfand. «Waldo, was machst du denn da? So geht das Spiel nicht. Du musst rauskommen, wenn wir bei dem weißen Stein sind. Halt dich doch an die Regeln!»

«Ich... ich halte mich schon an die Regeln», sagte der Knabe kleinlaut, nachdem er aus seinem Versteck gekrochen war. «Ich... ich hatte sie bloß vergessen, aber jetzt spiele ich mit.»

«Er hat geschlafen», sagte die sommersprossige Em.

«Nein», entgegnete die schöne kleine Lyndall und musterte Waldo aufmerksam, «er hat geweint.»

Sie täuschte sich nie.

Das Geständnis

Zwei Jahre später saß der Junge eines Nachts allein auf der *Kopje*. Wie so oft hatte er sich leise aus dem väterlichen Zimmer geschlichen, denn wenn er dort betete oder weinte, bestand Gefahr, dass sein Vater aufwachte und es mitbekam. Doch so wusste niemand von seiner Verzweiflung und seinem Schmerz, und Waldo vergrub beide tief in seinem Herzen.

Er klappte die Krempe seines Schlapphutes hoch und betrachtete den Mond. Dabei fiel sein Blick auf die Blätter des Feigenkaktus, der direkt vor ihm in den Himmel ragte. Unaufhörlich waren sie am Glitzern, genau wie sein Herz – kalt, hart und böse. Denn auch das Herz in seiner Brust schmerzte oft, als steckten darin lauter scharfe Glassplitter. Eine halbe Stunde saß er schon so da und traute sich nicht zurück in sein stickiges Zimmer.

Dabei fühlte er sich schrecklich einsam. Auf der ganzen Welt gab es keinen so schlechten Menschen wie ihn, da war er sich sicher. Mit verschränkten Armen begann er zu weinen – aber nicht laut; es war ein tonloses Schluchzen, und seine Tränen hinterließen Brandspuren auf der Erde. Beten konnte er nicht. Monatelang hatte er Tag und Nacht gebetet, doch jetzt ging

es auf einmal nicht mehr. Als seine Tränen versiegt waren, hielt er sich mit braunen Händen den schmerzenden Kopf. Hätte man nur auf ihn zugehen und ihn zärtlich anrühren können, den armen, hässlichen kleinen Kerl! Ihm war wohl fast schon das Herz gebrochen.

Verquollenen Auges hockte er auf einer Steinplatte zuoberst der *Kopje*, und der Baum mit seinen Blättern hörte einfach nicht auf, ihn böse anzublinzeln. Prompt brach er wieder in Tränen aus, beruhigte sich dann und beäugte den Kaktus. Lange war es still, bis Waldo schließlich den Oberkörper aufrichtete und sich auf den Knien nach vorne beugte. Seit dem vorigen Jahr trug er ein Geheimnis im Herzen. Er hatte noch keinen Blick darauf riskiert und kein Wort darüber verloren, doch ein Jahr lang trug er es schon mit sich herum. «Ich hasse Gott!», entfuhr es ihm plötzlich. Der Wind nahm diesen Satz und sauste damit davon, zwischen die Steine und durch die Blätter des Feigenkaktus. Auf halbem Weg den Abhang hinunter war er praktisch schon wieder verhallt. Aber endlich hatte er es ausgesprochen!

«Ich liebe Jesus, aber ich hasse Gott.»

Auch diesmal trug der Wind seine Worte davon. Waldo stand auf und knöpfte sich den Mantel zu. Jetzt war er gewiss endgültig verloren, sei's drum. Immerhin war die halbe Welt dem

Untergang geweiht. Er würde nicht mehr um Gnade flehen. Besser so – besser, Bescheid zu wissen. Nun war alles vorbei. Besser so.

Er machte sich auf den Heimweg, den Abhang hinunter.

Besser so! Aber ach, die Einsamkeit, die unsäglichen Qualen – dieser Nacht und aller, die da folgen sollten. Und die Angst, welche tags wie ein fetter Wurm auf dem Herzen schläft und nachts erwacht, um sich zu laben!

Manch einer von uns sagt nach Jahren zum Schicksal: «Jetzt kannst du zum vernichtenden Schlag ausholen. Verfahre mit mir, wie du willst – aber lass mich nie wieder so leiden wie als Kind!»

Denn eben das sind die Widerhaken am Pfeil des kindlichen Leidens: bittere Einsamkeit und grenzenlose Naivität.

2

Pläne und Buschmannmalereien

Schließlich kam das Jahr der großen Dürre, das Jahr 1862. Landauf, landab schrie die Erde nach Wasser. Mensch und Tier hoben die Augen zum unbarmherzigen Himmel, der sich wie das Dach eines ehernen Ofens über ihren Köpfen wölbte.

Auf der Farm sank von Tag zu Tag, von Monat zu Monat das Wasser in den Stauteichen, Schafe verendeten auf der Weide, die Rinder konnten sich kaum auf den Beinen halten und stolperten auf der Suche nach Nahrung von einer Futterstelle zur nächsten. Woche für Woche, Monat für Monat strahlte die Sonne von einem wolkenlosen Himmel, bis die Karoosträucher wie blattlose Stöckchen aussahen, die jemand in die Erde gerammt hatte, während die Erde selbst kahl und nackt war; nur die Milchbüsche streckten wie alte Weiber ihre verschrumpelten Finger gen Himmel und beteten um einen Regen, der niemals kam.

In diesem durstigen Sommer saßen am Nachmittag eines langen Tages auf der dem Gehöft abgewandten Seite der *Kopje* die beiden Mädchen. Obwohl die Zeit, als sie dort Verstecken gespielt hatten, nunmehr schon Jahre zurücklag, waren sie doch immer noch Kinder.

Ihre Kleider bestanden aus derbem dunklem Stoff, ihre schlichten blauen Schürzen reichten ihnen bis an die Knöchel und ihre Füße steckten in selbst genähten *Velschoen*.

Auf dem vorspringenden Felsen, unter dem sie hockten, waren noch einige alte Buschmannmalereien in Rot und Schwarz zu erkennen, da der steinerne Überhang die Farbe jahrhunder-

telang vor Wind und Regen geschützt hatte: fantasievolle Ochsen, Elefanten und Nashörner sowie ein Tier mit einem Horn, wie es kein Mensch je zu Gesicht bekommen hat oder bekommen wird.

Die Mädchen hatten es sich mit dem Rücken zu den Malereien bequem gemacht, im Schoß ein paar Farn- und Eiskrautblätter, die sie nach langem Suchen unter den Felsen gefunden hatten.

Em setzte ihr großes braunes *Kappje* ab, um sich nach Leibeskräften damit Luft zuzufächeln; ihre Spielgefährtin hingegen saß über die Blätter gebeugt und befestigte schließlich mit einer Nadel ein Eiskrautblatt an ihrer blauen Schürze.

«So müssen Diamanten aussehen, wie diese Tropfen», verkündete sie nach einem eingehenden Blick auf das Blatt und zerdrückte mit ihrem zierlichen Fingernagel eines der schillernen Bläschen. «Wenn ich mal erwachsen bin, dann trage ich echte Diamanten im Haar, genau solche.»

Das andere Mädchen machte große Augen und krauste skeptisch die niedrige Stirn. «Wo willst du die denn hernehmen, Lyndall? Die Steine, die wir gestern gesammelt haben, sind bloß wertlose Quarze. Sagt der alte Otto.»

«Du glaubst doch nicht, dass ich für immer

hierbleiben werde?» Die Lippe der Kleinen zitterte verächtlich.

«Nein, nein», sagte ihre Gefährtin. «Eines Tages kommen wir gewiss auch woanders hin, aber jetzt sind wir zwölf, und heiraten dürfen wir erst mit siebzehn. Vier oder fünf Jahre – das ist eine lange Wartezeit. Und vielleicht bekommen wir gar keine Diamanten, wenn wir mal heiraten.»

«Und du meinst, dass ich bis dahin hierbleibe?»

«Mh, wo willst du denn hin?», fragte Em.

Lyndall zerquetschte ein Eiskrautblatt zwischen den Fingern. «Tant' Sannie ist ein alter Drache», sagte sie. «Dein Vater hat sie nur geheiratet, weil er im Sterben lag und dachte, dass sie sich besser um uns und den Hof kümmern würde als eine Engländerin. Er wollte, dass wir Unterricht bekommen und zur Schule gehen. Dabei spart sie jeden Groschen für sich und hat uns noch kein einziges Buch gekauft! Triezen tut sie uns bloß nicht, weil sie Angst vor dem Geist deines Vaters hat! Erst heute Morgen hat sie zu ihrer Hottentottin⁸ gesagt, sie hätte dich am liebsten verhauen, als du den Teller kaputt gemacht hast – aber anscheinend hat sie es vorgestern Nacht hinter der Speisekammertür rascheln und ächzen gehört und wusste gleich, dass dein Vater ihr hinterherspukt. Sie ist ein al-

ter Drache», wiederholte die Kleine und feuerte das Eiskrautblatt auf den Boden, «aber ich habe vor, zur Schule zu gehen.»

«Und wenn sie dich nicht lässt?»

«Dann zwingen sie eben.»

«Und wie?»

Die letzte Frage ihrer Cousine überhörte Lyndall geflissentlich und schlang die schmalen Arme fest um die Knie.

«Warum willst du denn unbedingt zur Schule gehen, Lyndall?»

«Weil in dieser Welt nur seinen Weg macht», erklärte das Mädchen mit Nachdruck, «wer sehr klug ist und alles weiß – wer gescheit ist.»

«Aber ich will nicht zur Schule gehen!», beharrte das kleine sommersprossige Gesicht.

«Brauchst du auch nicht. Wenn du siebzehn bist, sind wir die Burenfrau los; dann erbst du die Farm, mit allem, was dazugehört. Aber ich», fuhr die andere fort, «ich bekomme nichts. Deshalb muss ich lernen.»

«Ach Lyndall! Ich schenke dir gern ein paar von meinen Schafen», sagte Em in einem Anflug von huldvoller Freigiebigkeit.

«Deine Schafe kannst du behalten», gab Lyndall zurück. «Ich will etwas Eigenes haben. Wenn ich mal groß bin» – und mit jedem Wort erröteten ihre zarten Wangen noch eine Spur

tiefer – «wird es nichts geben, was ich nicht weiß. Ich werde sehr, sehr reich sein, und dann trage ich nicht nur sonntags, sondern jeden Tag reine weiße Seide und kleine Rosenknospen, wie die feine Dame in Tant' Sannies Schlafzimmer, und meine Unterröcke lasse ich alle besticken – nicht nur am Saum, sondern von oben bis unten.»

Bei der feinen Dame in Tant' Sannies Schlafzimmer handelte es sich um ein hinreißendes Geschöpf aus einem Modebogen, den die Burenfrau irgendwo aufgetan und ans Fußende ihres Bettes geklebt hatte, wo er von den Kindern seither glühend verehrt wurde.

«Das wäre sehr schön», sagte Em, wiewohl bei einem Traum von so viel himmlischer Herrlichkeit nach ihrem Dafürhalten wenig Aussicht auf Erfüllung bestand.

In diesem Moment tauchten am Fuß der *Kopje* zwei Gestalten auf: ein Hund mit glänzendem weißem Fell und einem gelben Schlappohr, das ihm übers linke Auge hing, und daneben sein jugendlicher Herr, kein Geringerer als der Knabe Waldo, der zu einem stämmigen, linkischen Vierzehnjährigen herangewachsen war. Der Hund sprang flink die *Kopje* hinauf, sein Herr folgte ihm gemachten Schrittes. Er trug eine viel zu große zerschlissene Jacke, die an den Ärmeln

hochgekrempt war, dieselben abgewetzten alten *Velschoen* wie früher und dazu einen Filzhut. Als er endlich oben bei den Mädchen ankam, hob Lyndall den Blick.

«Und, was hast du heute gemacht?», fragte sie.

«Hinterm Stauteich die Schafe und Lämmer gehütet. Schau mal!» Verschämt streckte er die Hand aus. «Die habe ich dir mitgebracht.»

Er hielt ihr ein paar zarte grüne Grashalme hin.

«Wo hast du die gefunden?»

«An der Staumauer.»

Lyndall steckte sich die Halme neben das Blatt an ihre Schürze.

«Sieht hübsch aus so», sagte Waldo und rieb sich mit einem verstohlenen Blick auf das Mädchen verlegen die klobigen Hände.

«Ja, aber die Schürze macht alles zunichte; sie gefällt mir nicht.»

Er sah näher hin.

«Nun, die Karos sind hässlich, aber an dir sieht sie gut aus – richtig schön.»

Stumm stand er vor ihnen, seine großen Hände hingen hilflos herunter.

Da fiel ihm etwas ein. «Heute ist jemand gekommen», stieß er zaghaft hervor.

«Wer?», fragten die Mädchen im Chor.

«Ein Engländer, er war zu Fuß unterwegs.»

«Wie sieht er aus?», wollte Em wissen.

«Darauf habe ich nicht geachtet», antwortete der Knabe stockend. «Aber er hatte eine sehr große Nase und wollte wissen, wo es zum Haus geht.»

«Hat er nicht gesagt, wie er heißt?»

«Doch. Bonaparte Blenkins.»

«Bonaparte!», rief Em. «Wie in dem Tanz, den Hottentotten-Hans immer auf seiner Geige spielt:

Bonaparte, Bonaparte, meine Frau ist krank;
jede Woche außer Sonntag
koch ich Reis und Bohnen.

Ulkiger Name!»

«Es gab schon mal einen Mann namens Bonaparte», sagte die Kleine mit den großen Augen.

«Ach ja, stimmt», nickte Em, «der arme Prophet, der von den Löwen gefressen wurde. Der tut mir immer leid!»

Lyndall warf ihr einen Blick zu.

«Er war der Allergrößte», sagte sie, «und ich bewundere ihn sehr.»

«Was hat er noch mal gemacht?», fragte Em, der aufging, dass sie sich mit ihrem Propheten geirrt hatte.

«Er war nur ein Mann, ein einzelner Mann», fing Lyndall an zu erzählen, «aber alle haben ihn gefürchtet. Dabei kam er aus keiner reichen Familie. Er war genauso unbedeutend wie wir, und doch hat er irgendwann die ganze Welt regiert. Zuerst war er bloß ein kleines Kind, aber dann wurde er Leutnant, dann General, und zum Schluss sogar Kaiser. Was er sich vorgenommen hat, das hat er auch zu Ende gebracht. Er hat gewartet und gewartet, bis es endlich so weit war.»

«Dann war er gewiss sehr glücklich», sagte Em.

«Das weiß ich nicht», erwiderte Lyndall, «aber er hat seine Ziele erreicht, und das ist besser, als glücklich zu sein. Er hat die Welt regiert und die Leute haben gezittert vor Angst. Also haben sie sich gegen ihn verschworen. Er war einer und sie waren viele, und schließlich haben sie ihn überwältigt, wie ein Rudel Wildkatzen, das sich in einen großen Hund verbeißt. Die feigen Wildkatzen haben nicht von ihm abgesehen. Sie waren viele, er war *allein*. Man hat ihn auf eine Insel im Meer verbannt, eine einsame Insel, und dort eingesperrt. Er war ein einzelner Mann, und trotzdem haben ihn alle gefürchtet. Es war sagenhaft!»

«Und was dann?», fragte Em.

«Dann saß er allein auf der Insel und wurde

Tag und Nacht bewacht», fuhr die Kleine mit leiser, beherrschter Stimme fort. «In den langen, einsamen Nächten lag er wach und sinnierte darüber, was er alles vollbracht hatte und was er tun würde, wenn man ihn endlich freiließe. Und wenn er tagsüber am Strand spazieren ging, kam ihm das Meer vor wie eine kalte Kette, die ihm die Luft abschnürte.»

«Und dann?», fragte Em gespannt.

«Ist er auf der Insel gestorben. Er kam nie wieder frei.»

«Eigentlich eine schöne Geschichte», sagte Em. «Aber sie hat so ein trauriges Ende.»

«Das Ende ist grausam und schrecklich», sagte die kleine Erzählerin und neigte sich, die Arme um die Knie, nach vorne, «und das Schlimmste ist: Es ist wahr. Ich habe allmählich den Eindruck», fügte sie mit Bedacht hinzu, «dass nur erfundene Geschichten gut enden; die wahren enden alle so.»

Die dunklen, traurigen Augen des Jungen ruhten auf Lyndalls Gesicht, während sie sprach.

«Du kennst ihn auch, oder, Waldo?»

Er nickte. «Ja, aber in dem braunen Geschichtsbuch steht bloß, was er gemacht hat, nicht, was er dachte.»

«Ich habe auch nur in dem braunen Geschichtsbuch über ihn gelesen», sagte das Mäd-

chen, «aber ich *weiß*, was er dachte. In Büchern steht nicht alles.»

«Nein.» Langsam kam der Knabe näher und ließ sich zu ihren Füßen nieder. «Nie steht drin, was man wissen will.»

Alsdann verfielen die Kinder in Schweigen, bis Doss, der Hund, dem die ausgedehnte Stille nicht behagte, anfang, sie der Reihe nach zu beschnüffeln, und es daraufhin aus seinem Herrn hervorbrach: «Wenn *sie* doch nur sprechen könnten, wenn sie etwas sagen dürften!» Er machte eine ausladende Handbewegung. «Dann wüßten wir jetzt mehr. Zum Beispiel, wie diese *Kopje* hierhergekommen ist. In meinem Geografiebuch steht, dass das ganze Land früher einmal von Seen bedeckt war, und ich glaube» – vor Aufregung überschlug sich beinahe seine Stimme – «ich glaube, die flachen Hügel da drüben waren einst das Ufer von einem See und diese *Kopje* besteht aus Steinen, die auf seinem Grund lagen und vom Wasser aufgehäuft wurden. Doch wieso hat das Wasser dann nur diesen einen Haufen gebildet, ausgerechnet hier in der Mitte der Ebene?» Auf diese gewichtige Frage wollte sich niemand eine Antwort anmaßen. «Als ich klein war», sagte der Junge, «habe ich mich bei der *Kopje* immer gefragt, ob vielleicht ein Riese darunter begraben liegt. Jetzt

weiß ich, dass es das Wasser war; aber wie? Es ist wahrlich verwunderlich. Kam zu Anfang ein kleiner Stein, der alle anderen aufgehalten hat?» Auf einmal klang er ganz leise und ernst, fast so, als führte er Selbstgespräche.

«Ach Waldo! Gott hat doch die kleine *Kopje* hierhergestellt», erklärte Em würdevoll.

«Ja, und wie?»

«Durch seinen bloßen Willen.»

«Aber wie hat sein Wille sie hierhergebracht?»

«Weil es eben so war!»

Der Tonfall dieser letzten Worte duldeten keinen Widerspruch. Was der Fragende davon hielt, blieb dahingestellt, denn er gab keine Antwort und drehte sich weg.

Nachdem er weiter zu Lyndall aufgerückt war, wagte Waldo nach einer Pause einen erneuten Vorstoß: «Manchmal, wenn ich mit meinen Schafen unter dem Vorsprung liege, habe ich das Gefühl, als würden die Steine mir etwas erzählen – von uralten Zeiten, als es noch lauter seltsame Fische und Tiere gab, die heute längst versteinert sind, und die Buschleute hier lebten, die alle ganz klein und hässlich waren, in den Windhohlen und den *Sloots* hausten, Schlangen aßen und mit ihren vergifteten Pfeilen auf Antilopen schossen. Einer von ihnen, einer von die-

sen wilden alten Buschmännern, hat die Bilder da gemalt. Er wusste nicht, warum, aber er wollte irgendwas machen, und so hat er eben gemalt. Es war sehr, sehr schwierig, den Saft für die Farbe zusammenzukriegen, und dann hat er sich diesen Felssporn gesucht und dort gemalt. Uns kommen die Bilder heute sonderbar vor, und wir lachen darüber, aber in seinen Augen waren sie wunderschön.»

Die Kinder hatten sich umgedreht und begutachteten die Malereien.

«Hier hat er nackt gekniet, wie ein Besessener gemalt und sich selber über die Dinge gewundert, die er gemacht hat», sagte Waldo und fuhr in wilder Begeisterung mit der Hand durch die Luft. «Aber die Buren haben alle Buschleute erschossen, und es wird nie wieder ein gelbes Antlitz zwischen den Steinen hervorlugen.» Er hielt inne. Ein verträumter Ausdruck trat in sein Gesicht. «Die Wildantilopen sind ausgestorben, diese Zeiten sind vorbei, und inzwischen sind wir da. Aber auch wir werden irgendwann wieder weg sein, und dann liegen hier nur noch die Steine und schauen wie eh und je in die Gegend. Ich weiß, dass ich es bin, der denkt», fügte er zögernd hinzu, «dabei scheint mir, als wären sie es, die sprechen. Weißt du, was ich meine, Lyndall?»

«Nein, weiß ich nicht», antwortete sie.

Unterdessen war die Sonne hinter den Hügeln versunken, und dem Jungen fielen plötzlich seine Schafe wieder ein. Er stand auf.

«Gehen wir zum Haus. Ich will wissen, wer da gekommen ist», sagte Em, nachdem Waldo sich gemächlich auf den Weg zu seiner Herde gemacht hatte. Doss war seinem Herrn dabei dicht auf den Fersen und schnappte nach seinen zerfetzten Hosenbeinen, die sachte im Wind flatterten.

3

Ich bin Gast gewesen,
und ihr habt mich beherbergt⁹

Jenseits der *Kopje* bot sich den Mädchen ein ungewohnter Anblick. An der Hintertür des Farmhauses hatte sich ein kleinerer Auflauf gebildet.

Auf der Schwelle stand, die Hände in die Hüften gestemmt und mit glühenden Wangen, Tant' Sannie und schüttelte grimmig den Kopf. Zu ihren Füßen hockte die der Burenfrau treu ergebene gelbgesichtige Hottentottin, und drum herum scharten sich mehrere schwarze Kaffernmägde, die halb nackten Leiber in Wolltuch gehüllt. Zwei hatten auf einem Holzklotz gerade

Mealies gestampft und starrten nun, die dicken Stößel noch in der Hand, dümmlich auf den Gegenstand des allgemeinen Trachtens. Das Interesse der Frauen galt jedoch nicht dem alten deutschen Aufseher in ihrer Mitte. Sein braun melierter Anzug, der angegraute schwarze Bart und seine grauen Augen gehörten zum Farmalltag wie die roten Giebel des Hofes. Aber neben ihm stand ein Fremder, und auf ihn waren sämtliche Blicke geheftet. Derweil spähte der Neuankömmling immer wieder an seiner roten Knollennase vorbei in Richtung Burenfrau und lächelte milde.

«Ich bin doch kein Kind mehr», keifte diese soeben in breitstem Kapholländisch, «und ich bin auch nicht von gestern! Nein, weiß Gott nicht! Ich lasse mich nicht übers Ohr hauen! Mir macht keiner was vor! Ein Blick und ich weiß Bescheid. Mir kommt kein Landstreicher ins Haus!» Entrüstetes Schnauben. «Nein, zum Teufel, nein! Und wenn er sechzig mal sechs rote Nasen hat.»

Der deutsche Aufseher warf vorsichtig ein, dass der Mann kein Landstreicher sei, sondern ein höchst achtbarer Herr, der drei Tage zuvor bei einem Unfall sein Pferd verloren habe.

«Erzählen Sie mir doch nichts!», brüllte Tant' Sannie. «Der Mann, von dem ich mich hereinle-

gen lasse, muss erst noch geboren werden! Wenn er Geld hätte, hätte er sich doch ein neues Pferd gekauft! Männer, die zu Fuß unterwegs sind, sind allesamt Diebe, Lügner, Mörder, Papisten und Verführer. In dieser Nase steckt der Teufel!» Sie drohte dem Mann mit der Faust. «Und da wagt er es, in das Haus eines unschuldigen Burenkinds zu spazieren, und will mir die Hand schütteln, als wäre er zu Pferde gekommen! O nein, nein!»

Der ungebetene Gast nahm seinen Hut ab, einen hohen, ausgebeulten Zylinder. Darunter kam eine Glatze zum Vorschein, mit einem schmalen weißen Lockenkranz am Hinterkopf. Der Mann verneigte sich vor Tant' Sannie.

«Was sagt sie, werter Freund?», fragte er und schielte den alten Deutschen abwartend an.

«Ach... nun... ach... die Holländer... wissen Sie... sehen es nicht gerne, wenn jemand... in diesem Land zu Fuß geht... nun ja.»

«Mein lieber Freund», sagte der Fremde und legte dem Deutschen die Hand auf den Arm, «ich wollte mir längst ein neues Pferd kaufen, doch als ich vor fünf Tagen einen reißenden Fluss überquerte, ging meine Geldbörse verloren – mit fünfhundert Pfund drin. Fünf Tage lang habe ich sie am Flussufer gesucht, vergebens. Ich habe einem Kaffer neun Pfund gege-

ben, damit er sich unter Lebensgefahr im Wasser auf die Suche begibt, aber nicht mal er hat sie gefunden.»

Der Deutsche wollte schon übersetzen, doch die Burenfrau hörte gar nicht hin. «Nein, nein, heute Abend ist der Kerl weg. Allein wie er mich ansieht – eine arme, schutzlose Frau! Wenn er mir etwas antut, wie soll ich dann zu meinem Recht kommen?»

«Ich glaube», sagte der Deutsche mit gedämpfter Stimme, «es wäre ratsam, wenn Sie sie nicht ganz so oft ansehen würden. Sonst... nun... sonst... denkt sie noch, dass Sie allzu reges Interesse an ihr haben... ich meine... nun...»

«Gewiss, mein Freund, gewiss», erwiderte der Fremde, «ich werde nicht mehr hinsehen.» Mit diesen Worten wandte er seine Nase ohne Vorwarnung einem zweijährigen Kaffernjungen zu. Dieser nackte kleine Sohn des Ham¹⁰ bekam daraufhin so einen Schreck, dass er unter schauerlichem Geheul in den Wolltüchern seiner Mutter Schutz suchte.

Alsdann heftete der Neuankömmling seinen Blick nachdenklich auf den *Stampblock* und verschränkte die Finger über dem Knauf eines höchst eleganten Stocks, neben dem seine Schuhe reichlich mitgenommen aussahen.

«Sie Vagabund von Engelschmann!», rief Tant' Sannie und blitzte ihn an.

Obwohl sie sich damit quasi der englischen Hochsprache bediente, starrte der Mann weiterhin gedankenverloren den Klotz an, ohne von seinem erbosten Gegenüber Notiz zu nehmen.

«Sie sind nicht zufällig Schotte oder dergleichen?», fragte der Deutsche zaghaft. «Sie hasst nämlich nur Engländer.»

«Werter Freund», sagte der Fremde, «ich bin ein waschechter Ire, meine Eltern kamen beide aus Irland. Durch meine Adern fließt nicht ein Tropfen englisches Blut.»

«Sind Sie vielleicht auch noch verheiratet?», setzte der Deutsche erwartungsfroh nach. «Haben Sie Frau und Kinder? Holländer mögen nämlich keine ledigen Männer.»

«Ach», sagte der Fremde mit zärtlichem Blick auf den Stampfklotz, «ich habe eine liebe Frau und drei entzückende Kinder: zwei bildhübsche Mädchen und einen prächtigen Jungen.»

Ob dieser neuen Erkenntnisse war die Burenfrau nach einem klärenden Wortwechsel ein Stück weit besänftigt; dennoch beharrte sie weiter darauf, dass der Mann Übles im Schilde führe. «Engländer», knurrte sie, «sind weiß Gott alle hässlich; doch dieser schielende Kauz mit seiner roten Kartoffel und den kaputten Schuhen

schießt wahrlich den Vogel ab. Nun nehmen Sie ihn schon mit», fuhr sie den Deutschen an, «aber wenn er etwas anstellt, werden Sie dafür büßen!»

Nachdem der Deutsche ihm alles auseinandergesetzt hatte, machte der Fremde einen tiefen Bückling vor Tant' Sannie und folgte seinem Gastgeber zu dessen Behausung.

«Ich wusste, dass sie zur Vernunft kommen würde!» Der alte Aufseher strahlte vor Freude. «Tant' Sannie ist im Grunde kein schlechter Mensch, ganz im Gegenteil.» Als sein Begleiter ihm einen Seitenblick zuwarf, den er irrtümlich als Ausdruck von Verwunderung deutete, fügte der Deutsche hastig hinzu: «Ach, nun ja, wir sind hier alle recht einfache Menschen, vornehmes Getue liegt uns fern. Mit Titeln haben wir nichts am Hut. Alle heißen nur Tante und Oom – das bedeutet Onkel. Hier wäre nun mein Zimmer», sagte er und stieß die Tür auf. «Es ist sehr bescheiden... kein Palast, beileibe kein Palast. Aber hier schläft es sich vielleicht doch besser als im Freien, ein bisschen zumindest.» Er zwinkerte dem anderen Mann aufmunternd zu. «Herein, herein. Da steht etwas zu essen. Nur ein Happen, fürchte ich; bei uns werden keine Festmähler gefeiert, aber verhungert sind wir noch nicht», sagte er, rieb sich die Hände und

ließ mit zufriedenen, leicht verschämtem Lächeln auf dem alten Gesicht seinen Blick durchs Zimmer wandern.

«Mein Freund, mein lieber Freund», sagte der Fremde und nahm seine Hand, «Gott soll Sie schützen, schützen soll er Sie und es Ihnen vergelten, der Gott der Vaterlosen und der Fremden. Ohne Sie hätte ich heute die Nacht im Freien verbracht, den Himmelstau auf der Stirn.»

Spätabends kam Lyndall mit dem Essen für den Deutschen vorbei. Durch das winzige quadratische Fenster der Hütte drang Licht, und ohne zu klopfen schob sie den Riegel hoch und trat ein. Im Kamin loderte ein Feuer und tauchte den kleinen Raum mit seinen wurmstichigen Balken, dem Lehm Boden und den rissigen, weiß getünchten Wänden in rötlichen Schimmer. Ein seltsames Plätzchen, dachte sie, zugestellt mit allerlei Kram. Neben dem Feuer stand ein wuchtiger Werkzeugkasten, dahinter das kleine Regal mit den zerlesenen Büchern, und in der Ecke stapelten sich volle und leere Getreidesäcke. Von den Dachsparren hingen Gurte, *Reims*, alte Stiefel, Zaumzeugteile und ein Zwiebelzopf. In einer anderen Ecke stand hinter einem blauen Vorhang, der jetzt zurückgezogen war, das Bett, dessen verblichene Steppdecke rote Löwen zierten. Das Kaminsims barg eine um-

fangreiche Sammlung von kleinen Beuteln und Steinen, und an der Wand hing eine Karte von Süddeutschland, auf der eine rote Linie anzeigte, wo der Deutsche überall gewesen war. In seinem Zimmer fühlten sich die beiden Mädchen schon seit vielen Jahren zu Hause. Das Gebäude, in dem Tant' Sannie wohnte und bestimmte, war zum Schlafen und Essen da, aber nicht zum Glücklichein. Zwar mahnte die Burenfrau, sie seien längst zu alt für das Kämmerchen, doch jeden Morgen und Abend verschlug es sie wieder dorthin. Um ihn für immer aufzugeben, hingen an dem vertrauten Ort einfach zu viele schöne Erinnerungen. An lange Winternächte, in denen sie am Feuer Kartoffeln geröstet und Rätsel gelöst hatten und der alte Mann ihnen von dem kleinen deutschen Dorf erzählt hatte, wo fünfzig Jahre zuvor ein kleiner deutscher Junge Schneeballschlachten veranstaltet und danach dem kleinen Mädchen die Wollsocken nach Hause getragen hatte, das einmal Waldos Mutter werden sollte. Lyndall und Em sahen sie beinahe vor sich, die deutschen Bauernmädchen mit ihren Holzschuhen und den blonden Zöpfen und die kleinen Kinder, wie sie aus hölzernen Schälchen ihr Abendbrot aßen, nachdem ihre braven Mütter sie zu Milch und Kartoffeln nach Hause gerufen hatten.

Noch besser waren die mondhellen Abende, wenn die Kleinen mit dem alten Mann, der im Grunde mehr Kind war als sie, wild vor der Tür herumtobten und lachten, bis das Dach des alten Fahrzeugschuppens schepperte.

Und am liebsten erinnerten sie sich an die warmen, dunklen, sternenklaren Nächte, wenn alle zusammen auf der Vortreppe saßen, sich an den Händen hielten und die Mädchen mit hell durch die Stille dringenden Stimmchen deutsche Kirchenlieder sangen, bis der alte Mann unversehens die Hand wegzog, um sich verstohlen eine Träne wegzuwischen. Dann blickten sie auf zu den Sternen und gingen sie der Reihe nach durch – das traute Südkreuz, den feuerroten Mars, Orion mit seinem Gürtel und die geheimnisvollen Sieben Schwestern¹¹ –, um sich am Ende immer wieder die gleichen Fragen zu stellen: Wie alt die Gestirne wohl waren? Wer auf ihnen wohl daheim war? Der alte Deutsche mutmaßte, dass die Seelen all derer, die sie einst geliebt hatten, jetzt dort oben wohnten. Da, an dem kleinen funkelnden Punkt saß vielleicht das kleine Mädchen, dessen Socken er damals nach Hause getragen hatte, und die Kinder blickten andächtig empor und sprachen fortan nur noch von «Onkel Ottos Stern». Nach und nach verfielen sie in immer tiefgründigere Diskussio-

nen:¹² über Zeit und Stunde, wenn der Himmel zusammengerollt werden wird wie ein Buch und die Sterne auf die Erde fallen, gleichwie ein Feigenbaum seine Feigen abwirft, und hinfort keine Zeit mehr sein soll; «wenn des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm». Ihre Stimmen wurden dabei immer leiser, bis sie nur mehr einem Flüstern glichen; danach sagten sie kaum hörbar Gute Nacht und schlichen lautlos nach Hause.

Als Lyndall an diesem Abend die Kammer betrat, saß Waldo mit Schiefer und Griffel in der Hand vor dem Feuer, auf dem gerade ein Kochtopf simmerte, sein Vater hatte sich am Tisch in eine drei Wochen alte Zeitung vertieft und der Fremde lag auf dem Bett in der Ecke und schlief. Sein offener Mund und die der Länge nach ausgestreckten Glieder kündeten von großer Müdigkeit. Die Kleine stellte die Sachen auf den Tisch und putzte den Docht der Kerze, dann sah sie zu der schlafenden Gestalt hinüber.

«Onkel Otto», sagte sie und legte die Hand auf die Zeitung, worauf der Deutsche über seinen Brillenrand zu ihr hochsah, «wie lange hat der Mann noch mal gesagt, dass er zu Fuß gegangen ist?»

«Seit heute früh, der arme Kerl! Ein feiner Herr... das Laufen nicht gewohnt... Pferd ge-

storben... armer Kerl!» Der alte Mann schob die Unterlippe vor und spähte mitleidig an seiner Sehhilfe vorbei in Richtung Bett, wo mit wabbeligem Doppelkinn und ausgetretenen Stiefeln, durch deren Löcher nackte Haut schimmerte, der Fremde lag.

«Und glaubst du ihm, Onkel Otto?»

«Ob ich ihm glaube? Aber natürlich! Er hat mir die ganze Geschichte dreimal *ausführlich* erzählt.»

«Wenn», sagte das Mädchen zögerlich, «er wirklich nur einen Tag zu Fuß unterwegs war, würden seine Stiefel ganz anders aussehen, und wenn...»

«Wenn!», unterbrach sie der Deutsche und richtete sich auf, empört, dass jemand es wagte, derart untrügliche Beweise anzuzweifeln. «*Wenn!* Aber er hat es doch selber gesagt! Schau nur, wie er daliegt», fügte er ergriffen hinzu, «ganz erschöpft... der arme Kerl! Zum Glück haben wir etwas für ihn.» Er deutete über seine Schulter hinweg in Richtung Feuer. «Köche sind wir zwar keine, und französische Köche erst recht nicht, aber man kann es essen, glaube ich; besser als nichts, glaube ich», sagte er unter vergnügtem Nicken, das sowohl seine hohe Meinung vom Inhalt des Topfes als auch seine außerordentliche Genugtuung darüber erkennen

ließ. «Pscht, pscht, mein Vögelchen!», raunte er, als Lyndall mit dem Fuß auf den Boden tippte, «pscht, pscht! Du weckst ihn noch auf!»

Dann verschob er die Kerze, bis sich sein Kopf genau zwischen ihrem Schein und dem Gesicht des Schlafenden befand, glättete seine Zeitung und rückte sich die Brille zurecht, um weiterzulesen.

Die dunkelgrauen Augen der Kleinen wanderten langsam zwischen dem Umriss auf dem Bett und dem Deutschen hin und her.

«Ich glaube, er lügt. Gute Nacht, Onkel Otto», sagte sie leise und wandte sich zum Gehen.

Das Mädchen war schon lange fort, als der Deutsche endlich sorgsam seine Zeitung zusammenfaltete und sie sich in die Tasche steckte.

Der schlafende Fremde hatte noch keine Gelegenheit gehabt, von der Suppe zu kosten, und sein Sohn war auf dem Boden über seiner behelfsmäßigen Tafel eingeknickt. Also nahm der Alte zwei weiße Schaffelle vom Stapel in der Ecke, legte sie zusammen und schob sie dem Jungen behutsam unter den Kopf.

«Armes Lämmchen, armes Lämmchen», sagte er und tätschelte zärtlich den wilden, bärengleichen Wuschelkopf, «da ist aber jemand müde!»

Er breitete einen Mantel über Waldos Füße

und hob den Kochtopf vom Feuer, und da es im ganzen Raum keinen Platz mehr gab, wo er sich bequem hätte hinlegen können, setzte er sich wieder an den Tisch und nahm eine abgegriffene Bibel zur Hand. Beim Lesen drängten sich die freundlichen Gedanken und Bilder geradezu auf.

«Ich bin Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt», stand da.

Sein Blick fiel erneut auf das Bett.

«Ich bin Gast gewesen.»

Liebevoll betrachtete der alte Mann jetzt den Schlafenden. Dabei sah er weder dessen aufgedunsenen Leib noch seine hässliche Fratze, sondern nur die von ihrer sterblichen Hülle gleichsam bis zur Unkenntlichkeit entstellte Gestalt, welche ihm durch jahrelanges Träumen zutiefst vertraut war. «Jesus, du liebst uns, und so ward es den Schwachen und Sündigen, den Gebrechlichen und den Irrenden gegeben, dir zu dienen und dich bei uns aufzunehmen», flüsterte er und erhob sich von seinem Stuhl. Selig taperte er in dem kleinen Zimmer auf und ab. Zwischendurch sang er ein paar Takte eines deutschen Kirchenliedes oder murmelte bruchstückhafte Gebetszeilen. Alles ringsum erstrahlte im Licht und es war, als wäre ihm Jesus auf einmal ganz nah, als könnte sich jederzeit der dünne Schleier ir-

discher Finsternis, der über seinen vergänglichen Augen lag, lüften und ihm hier in dieser Kammer die Erscheinung zuteilwerden, bei der die Jünger in Emmaus gerufen hatten: «Es ist der Herr!»¹³

Immer wieder hob der Deutsche in diesen stillen Stunden beim Gang durch das kleine Zimmer den Blick zur Decke und sah ihre rußschwarzen Balken doch nicht. Aus seinem zerfurchten, bärtigen Antlitz leuchtete die reine Freude, und die Nacht kam den träumenden Schläfern nicht minder kurz vor als ihm, der in seinen Wachträumen dem Himmel so nah war.

Die Nacht entwich derart rasend schnell, dass er überrascht aufsah, als gegen vier Uhr die ersten grauen Schlieren der Sommerdämmerung durch das Fensterchen spitzten. Gerade war der alte Mann dabei, ein paar Kohlen, die noch unter der Asche lagen, zusammenzurechen, als sein Sohn sich auf seinem Schaffell umdrehte und schlaftrunken fragte, ob es schon Zeit sei, aufzustehen.

«Bleib liegen, bleib liegen! Ich wollte nur Feuer machen», sagte der Vater.

«Warst du die ganze Nacht wach?»

«Ja, aber sie war kurz, sehr kurz. Schlaf ruhig weiter, mein Vögelchen, es ist noch früh am Morgen.»

Und damit ging er hinaus, um mehr Brennstoff zu holen.

Bonaparte Blenkins saß auf der Bettkante. Er hatte sich von den Strapazen des Vortages erstaunlich gut erholt, trug den Kopf hoch, sprach mit lauter, sonorer Stimme und ließ sich gierig alles munden, was man ihm vorsetzte. Neben ihm stand eine Suppentasse, aus der er hin und wieder einen tiefen Schluck nahm, während er dem Deutschen dabei zusah, wie dieser vor ihm auf dem Lehm Boden die Sitzfläche eines Stuhles ausbesserte.

Er warf einen Blick nach draußen, wo ein paar halbwüchsige Strauße in der Nachmittags-sonne lethargisch durch die Gegend stapften, um sich dann wieder dem kleinen, weiß getünchten Raum und Lyndall zuzuwenden, die mit einem Buch auf der Türschwelle saß. Schließlich hob er das Kinn und versuchte, einen nicht vorhandenen Hemdkragen zurechtzurücken. Als er keinen fand, strich er sich den spärlichen weißen Haarkranz am Hinterkopf glatt und begann: «In Anbetracht der vielen Bücher, die hier überall verstreut liegen, nehme ich an, dass Sie sich für Geschichte interessieren, mein Freund? Das liegt für mich auf der Hand.»

«Nun ... ein wenig ... vielleicht ... könnte man

so sagen», antwortete der Deutsche bescheiden.

«Als jemand, der geschichtlich bewandert ist», sagte Bonaparte und warf sich stolz in die Brust, «haben Sie gewiss von meinem berühmten, gefeierten Vorfahren Napoleon Bonaparte gehört.»

«Aber ja!» Der Deutsche sah von seiner Arbeit auf.

«Das dachte ich mir. Nun, just zu dieser Stunde an einem Aprilmittag vor dreiundfünfzig Jahren bin ich geboren. Die Amme – sie hatte bereits der Geburt des Duke of Sutherland¹⁵ beigewohnt – brachte mich zu meiner Mutter. «Für dieses Kind kommt nur ein Name infrage», sagte sie, «denn es hat die gleiche Nase wie sein großer Ahne!» Und so taufte man mich Bonaparte – Bonaparte Blenkins. Ganz recht», nickte Bonaparte, «ich bin mütterlicherseits mit *ihm* blutsverwandt, und er ist mütterlicherseits mit *mir* blutsverwandt.»

Der Deutsche gab einen Laut des Erstaunens von sich.

«Unser Verwandtschaftsverhältnis», fuhr Bonaparte fort, «dürfte für jemanden, der in puncto adeliger Stammbäume nicht allzu beschlagen ist, womöglich schwer zu durchblicken sein. Doch wir stehen uns sehr nahe.»

«Ja, ist es denn die Möglichkeit!» Vor lauter Verblüffung ließ der Deutsche das Flickzeug sinken. «Napoleon war Ire?»

«Ja», sagte Bonaparte, «mütterlicherseits, und so sind wir auch verwandt. Ihm konnte keiner das Wasser reichen» – er straffte die Schultern – «keiner außer dem Duke of Wellington¹⁶. Und wie der Zufall es will» – damit beugte er sich leicht vor – «ist auch der Duke mit mir verwandt. Sein Neffe, der Neffe des Duke of Wellington, hat nämlich meine Cousine geheiratet. Das war vielleicht eine Frau! Auf jedem Hofball trug sie bernsteingelbe Atlasseide und Margeriten im Haar. Ihr Anblick allein wäre die Anreise wert gewesen! Ich selber habe sie oft dort erlebt.»

Der Deutsche flocht derweil seine Lederriemchen ein und überlegte, durch welche seltene Fügung des Schicksals es wohl einen Anverwandten von Herzögen und Kaisern in sein bescheidenes Heim verschlagen hatte.

Bonaparte schien einer alten Erinnerung nachzuhängen.

«Ach, der Neffe des Duke of Wellington!», rief er plötzlich aus. «Was haben wir schon miteinander gelacht. Er hat mich oft auf Bonaparte Hall besucht. Ein prächtiges Schloss nannte ich damals mein Eigen: Park, Wintergarten, Dienst-

boten. Er hatte nur einen Fehler, dieser Neffe des Duke of Wellington», sagte er, als er feststellte, dass der Deutsche förmlich an seinen Lippen hing. «Er war ein Feigling. Ja, so könnte man es ausdrücken. Ich nehme an, Sie waren noch nie in Russland?», fragte er und fixierte den Deutschen mit seinen Schielaugen.

«Aber nein», erwiderte dieser kleinlaut. «Frankreich, England, Deutschland, ein wenig hier in diesem Land... mehr bin ich nicht gereist.»

«Ich, mein Freund», sagte Bonaparte, «war in jedem Land dieser Erde und beherrsche sämtliche Kultursprachen – bis auf Holländisch und Deutsch. Ich habe sogar ein Buch über meine Reisen geschrieben, nichts als denkwürdige Begebenheiten. Aber dann wurde ich von meinem Verlag darum betrogen. Diese Verleger sind alleamt dreiste Gauner! Einmal war ich mit dem Neffen des Duke of Wellington in Russland unterwegs, als plötzlich eins unserer Pferde mausetot umfiel. Da standen wir nun: Die Nacht war kalt... der Schnee lag vier Fuß hoch... tief im Wald... ein Pferd allein konnte den Schlitten nicht ziehen... die Nacht brach an... Wölfe!

«Ein Spaß!», sagt der Neffe des Duke of Wellington.

«Einen Spaß nennst du das?», sage ich. «Pass lieber auf!»

